

Albaniens vom Leben ausgesperrte Kinder

Mit einem Schulprogramm will die Regierung etwas Licht in den Alltag minderjähriger Oder von Blutfehden bringen

Die unschuldigsten Opfer von Blutfehden sind Kinder, die aus Furcht um ihr Leben in ständigem Hausarrest leben müssen. Mit Hausbesuchen von Lehrern wird in Albanien versucht, diesen Kindern wenigstens ein bisschen Schulbildung zu vermitteln.

Thomas Fuster, Shkoder

Nikolin ist 14-jährig und träumt - wie so viele Knaben in seinem Alter - von einer Zukunft als Fussballprofi. Auf einem Fussballfeld stand er indes noch nie, und auch die nahe gelegene Stadt Shkoder, nur drei Kilometer vom elterlichen Hof entfernt, kennt er nur aus dem Fernsehen; selber war er noch nie dort. Sein Leben gleicht dem eines Gefangenen. Nur im eigenen Haus darf er sich bewegen und bei Tageslicht im Vorgarten und auf dem kleinen Acker, der zum Hof gehört. Dieses Schicksal teilt er mit seinem jüngeren Bruder Andrea (8) und den beiden Schwestern Dorina (16) und Griselda (9). Sie alle sahen sich schon zum Zeitpunkt der Geburt ihrer Kindheit beraubt.

Nur zu Hause sicher

Der Grund für die Isolation liegt viele Jahre zurück. Der heute 52 Jahre alte Vater der Kinder war noch ein Teenager, als er im Streit auf einen Mann einstach und ihn tötete - wegen einer Frauengeschichte, wie es heisst. Er büsste für das Verbrechen: 15 Jahre Gefängnis, bei Kälte und Feuchte; mit den gesundheitlichen Folgen kämpft der bettlägerige Mann bis heute. Für die Familie des Mordopfers zählt die Gefängnisstrafe aber nicht. Für sie muss Blut mit Blut vergolten werden, getreu dem alten ungeschriebenen Gewohnheitsrecht, dem sogenannten Kanun. Nikolin und seine Familie fürchten daher um ihr Leben, rund um die Uhr. Nur im eigenen Haus sind sie sicher, da es der Kamin verbietet, die Blutrache auf dem Grund und Boden der verfeindeten Sippe auszuführen.

Nikolin und seine Geschwister sind keine Einzelfälle. Wie viele schulpflichtige Kinder sich in Albanien wegen einer Vendetta verschanzten müssen, ist aber unklar. Die Regierung schätzt die Zahl auf 36 bis 57, wobei die grosse Mehrheit im gesellschaftlich archaischen Norden rund um Shkoder vermutet wird. Das Komitee der Nationalen Aussöhnung (NRC), eine albanische Nichtregierungsorganisation, die sich für Versöhnungen verfeindeter Familien einsetzt, spricht von 750 Kindern. Uneinig ist man sich auch bei den Mordfällen wegen Blutrache: Während die Zahl solcher Tötungen laut Regierungsangaben von 45 im Jahr 1998 auf einen einzigen Fall im Jahr 2009 zurückging, ist beim NRC von jährlich über 100 Fällen während der 1990er Jahre und von über 30 Morden im vergangenen Jahr die Rede.

Eine «zweite Chance»

Statistische Streitereien hin oder her: Unumstritten ist, dass Kinder, die ohne jedes Verschulden in Isolation und ohne ausserfamiliären Kontakt aufwachsen müssen, der Hilfe bedürfen. Im Jahr 2007 hat daher die Regierung ein Programm mit dem Namen «Zweite Chance» ins Leben gerufen. Es soll den betroffenen Kindern ein Mindestmass an schulischer Ausbildung ermöglichen - und etwas Abwechslung in den monotonen Alltag bringen. Da die Kinder ihre Häuser nicht verlassen können, fahren die Lehrer zu den Kindern, an drei Tagen die Woche. Als Brücke zur Aussenwelt agieren Lehrer, die auch in normalen Schulen der Region unterrichten, die also die lokale Mentalität kennen.

Bis anhin kommt das Programm ausschliesslich in Shkoder zur Anwendung, für Kinder der obligatorischen Grundstufe zwischen 6 und 15 Jahren. Laut der Chefin der Erziehungsdirektion von Shkoder, Atrida Ferketi, erhalten derzeit 41 Kinder entsprechende Hausbesuche. Man versuche, den Schülern



Kinder beim Fussballspielen in der nordalbanischen Stadt Kukes.

etwa drei Viertel des normalen Lehrstoffes zu vermitteln. Ziel sei zudem, ein wenig von der Atmosphäre eines Schulzimmers in die entlegenen Häuser zu zaubern - soweit dies eben gehe. Vonnöten seien viel psychologisches Geschick und Rücksichtnahme auf die seelisch angespannte Verfassung der Kinder. In deren Zeichnungen würden dunkle Farben dominieren, sagt die Direktorin. «Die Bilder reflektieren eine grosse Sehnsucht nach Licht. Die Lehrer sind daher auch Lichtspender.»

Mehr als nur Schule

Einer dieser Pädagogen ist Lek Pjetri. Wir begleiten ihn auf dem Weg zu Nikolin und seinen Geschwistern. Er wird von den Kindern bereits im Vorgarten - auf der sicheren Seite des Grenzzauns - mit leuchtenden Augen empfangen. Dass seine Aufgabe weit über reinen Schulunterricht hinausgeht, ist ihm klar. Ab und zu spiele er mit Nikolin auch Fussball oder eine Partie Schach, sagt er. Und er berät die abgeschottet lebende Familie in täglichen Dingen des Lebens. So leidet Andrea, der Jüngste, an einer Lungenkrankheit - was es genau ist, weiss niemand. Wegen seiner Beschwerden musste der zerbrechlich wirkende Knabe aber auch schon ins Spital von Shkoder transportiert werden, ein riskantes Unterfangen für die bedrohte Familie.

Im Unterschied zu seinem älteren Bruder hat Andrea daher bereits einmal die enge Welt des Hofes verlassen. Gesehen hat der 8-Jährige in der Stadt aber nur das Krankenhaus. Gerne würde er einmal mit Gleichaltrigen auf einem Spielplatz herumtoben, sagt er mit leiser Stimme. Doch er fürchte sich und wisse, dass dies nicht möglich sei. Wenn er einmal gross sei, dann wolle er Arzt werden - um sich und seinen kranken Vater zu heilen. An den Schullektionen mag er vor allem den Sprachunterricht. Stolz liest er aus dem Lesebuch einen Reim vor, vom Lichtsignal, das ohne Worte sprechen kann und das den Menschen mit seinen farbigen Augen sagt, wann sie gehen dürfen - und wann nicht.

Die Mutter gesellt sich ins karg möblierte Wohnzimmer, schenkt dem Besucher hausgemachten Raki ein. Sie erzählt von den vielen Versuchen, mit der Familie des Opfers ins Reine zu kommen. Man habe Leute zum Verhandeln geschickt, aber nie eine Antwort erhalten. Also bleibe man wachsam. «In dieser Gegend reden die Leute viel von Kanun, und sie halten sich auch daran.» Auf den Schultern der Frau lastet viel. Mit dem kleinen Acker, auf dem etwas Gemüse für den Eigenbedarf wächst,

und einer Kuh kommt sie für den Unterhalt der Familie auf. Der Staat zahlt 80 Euro pro Monat für die medizinische Versorgung des Mannes. Hinzu kommt etwas Hilfe von Verwandten. Ans Auswandern, etwa zu Verwandten in Griechenland oder Italien, habe sie nie ernsthaft gedacht, dazu fehle der Familie das Geld.

«Wir verabschieden uns. «Der Wandel von Albanien ist gross, der Wandel der Menschen klein», meint der Lehrer auf der holprigen Feldstrasse, die vom Hof wegführt. Er verweist auf die lange Tradition des Gewohnheitsrechts in dieser Region - eine Tradition, die nicht mit einigen Dekreten aus der Welt zu schaffen ist. Bis ins 15. Jahrhundert reicht der Kanun zurück, bis zum Fürsten Leke Dukagjini, der an der Seite des Nationalhelden Skanderbeg gegen die Osmanen gekämpft hatte. Da die Osmanen im schwer zugänglichen Norden Albanien nie wirklich Fuss fassen und nie ihre Gesetze umsetzen konnten, füllte der Kanun das Vakuum der fehlenden Rechtsordnung. Seither werden die ungeschriebenen Regeln, die auf dem Prinzip der Ehre basieren, von Generation zu Generation weitergegeben.

Unter dem Diktator Enver Hoxha, der nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1985 über Albanien herrschte, wurde das rechtliche Parallelsystem mit eiserner Hand und der damals noch vollstreckten Todesstrafe bekämpft, durchaus wirkungsvoll. Mit dem Kollaps des Kommunismus Anfang der 1990er Jahre kollabierte aber auch die öffentliche Ordnung. In das Vakuum trat erneut der Kanun. Ältestenräte wurden eingesetzt, Akte der Blutrache häuften sich. Letz-

teres auch deshalb, weil im Zuge des anarchischen Übergangs in die postkommunistische Zeit heftige Streitereien über die Verteilung des zuvor staatlichen Grundbesitzes ausbrachen. Da der Staat seine Rechtssoheit nicht durchsetzen konnte, nahm man wieder Rückgriff auf das mittelalterliche Regelwerk, vor allem im Norden.

Missbraucher Kanun

Mit dem Kamm in seiner ursprünglichen Form hätten viele Racheakte, die zum Teil auf Vorfälle noch vor dem Zweiten Weltkrieg zurückgingen, aber immer weniger zu tun, sagt Gjin Marku, der Vorsitzende der Nichtregierungsorganisation NRC. Dies zeigten die Drohungen gegen Kinder. So darf nach den strengen Regeln des Gewohnheitsrechts kein Blut von Jugendlichen unter 16 Jahren genommen werden, auch nicht von Frauen, Alten, Kranken oder Jungfrauen. Auch die zulässigen Orte oder Waffen für eine Vendetta werden einschränkend geregelt. «Der alte Kanun machte die Ausübung einer Blutrache sehr schwierig und wirkte auch disziplinierend.»

Heute beobachtet Marku eine «degenerierte Form des Kanun». Die einschränkenden und regulierenden Bestimmungen würden kaum noch beachtet, Drohungen auch gegen Kinder ausgesprochen. Seit der Staat vor einigen Jahren die Haftstrafen für Blutrache drastisch erhöht habe, würden zudem immer öfter anonyme, professionelle Killer auf Angehörige der anderen Sippe angesetzt auch dies im Widerspruch zum traditionellen Kodex. Mar-

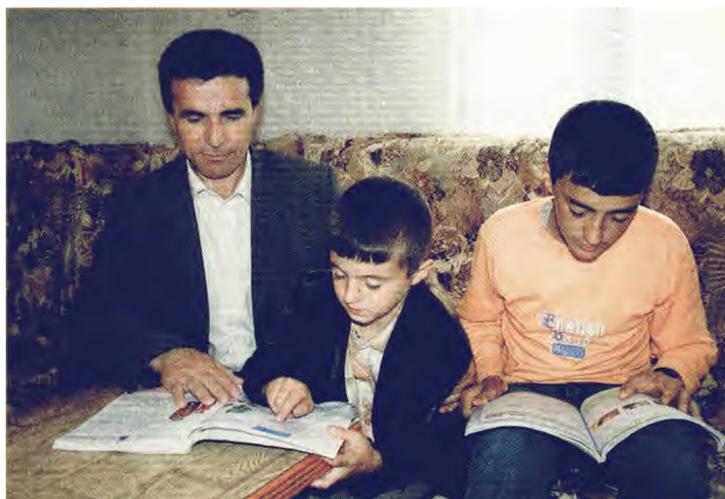
ku zeigt sich wenig verwundert ob dieser Entwicklung. Wenn sich die Politiker nicht mehr an Gesetze hielten, erstaune es nicht, wenn die Bürger die ursprünglichen Regeln des Kanun nicht mehr ernst nähmen.

Missbrauch findet auch seitens vermeintlicher Helfer statt. Denn da der Kanun nicht nur die Rache, sondern auch die Aussöhnung - die (Befriedung des Blutes) - vorsieht, ist das Thema Vendetta ein Tummelfeld für allerlei angebliche Wohltäter und Missionare, die es primär auf das Geld abgesehen haben, das für Vermittlungsversuche und den Loskauf von der Blutschuld bezahlt wird. Auch ein Regierungsprojekt, das im Süden Albanien ein Internat für schulpflichtige Opfer von Blutfehden vorsah, scheiterte vor zwei Jahren kläglich: Die budgetierten Mittel versickerten in den Taschen korrupter Mitarbeiter, und die ins Internat überwiesenen Kinder litten bald an Unterernährung. Das Internat wurde geschlossen.

Gefährlicher Fatalismus

Im Februar dieses Jahres untersuchte erstmals der Uno-Sonderberichterstatter für extralegale Hinrichtungen, Philip Alston, das Thema der Blutrache in Albanien. Als zentrale Probleme nennt er in seinem Abschlussbericht nicht nur die Selbstisolation der betroffenen Familien. Zu beobachten sei auch ein weitverbreiteter Glaube, dass es durchaus rechtens sei, die Familie eines Übeltäters kollektiv zu bestrafen, selbst wenn die Familienmitglieder nichts mit dem begangenen Verbrechen zu tun hätten. Staatliche Sanktionen, etwa Haftstrafen, würden von den Hinterbliebenen der Mordopfer als irrelevant betrachtet. Deren Konzept von Gerechtigkeit orientiere sich allein an der Frage, ob die Gesetze des Blutes vollzogen wurden oder nicht.

Die Konsequenz sind ein gefährlicher Fatalismus und die Überzeugung, dass der Staat zur Lösung des Problems, das als private Angelegenheit zweier Familien erscheint, nichts beitragen kann, nichts beitragen soll. Ob das Schulprojekt «Zweite Chance» solches Denken gar noch fördert, wird kontrovers diskutiert. Bisweilen ist die Kritik zu hören, dass mit der Entsendung staatlicher Lehrer zu Opfern von Blutfehden die Tradition der Blutrache institutionalisiert, also gefestigt werde. Die Gefahr mag bestehen. Sie muss aber in Kauf genommen werden, wenn Kinder wie Nikolin wenigstens einige Stunden pro Woche eine Idee von der Welt, wie sie ausserhalb der häuslichen Gefangenschaft existiert, erhalten sollen.



Andrea (Mitte) und sein Bruder Nikolin dürfen aus Angst vor der Blutrache das Haus nicht verlassen. Die einzige Brücke zur Aussenwelt ist der Lehrer. THOMAS FUSTER